

## Am winterlichen Kamin HELMUTH HENDEL

L eise flackert und verglimmt es im Kamin. Solches Feuer ist wiedererstanden, ist modern geworden bei unserer heutigen, viel beredeten Wohnkultur. Die geht so weit, daß man Buchenscheite und Knüppel elektrisch glühend nachbildet. Dabei ist dieses offene Kaminfeuer vielleicht der letzte Rest einstmals heiliger, lebensnotwendiger Flammen, die in den Höhlenwänden oder Gesteinsnischen der Steinzeit züngelten, die den Menschen trennten vom freilebenden und so mannigfachen Getier, als er begann, das Feuer zu beherrschen.

Aus der Glut zucken nur noch kleine Flammen. Sohn und Schwiegersohn schieben im richtigen Abstand einen Gitterrost mit Schnitzeln darüber. Als bald duften und schmecken die Schnitzel gleichermaßen köstlich. Darauf versteht sich unsere Jugend, und ähnlich wird der Mensch der Steinzeit das Wildpret von Bär, Hirsch und Auerochs gegart haben. Gegrillt sagt man heute, denn die Kaminkultur soll wohl aus England zu uns gekommen sein.

Aber auch dies mag eine Fehldeutung sein. „Kaminos“ ist eine griechische Bezeichnung für die älteste und die einfachste Feuerstätte der Menschheit. So ähnlich sagte es uns unser Professor im griechischen Unterricht. Platos Gespräche, die uns überliefert sind, wurden z. T. vor dem offenen, heiligen Kamin geführt. Frauen hatten dort keinen Zutritt. Auch Ovid hätte in seiner Verbannung am Schwarzen Meer dem Kamin so unsterblich gedichtet. Und wir Lümmels von den letzten Bänken tuschelten, warum denn Frauen bei so ersten Gesprächen vor dem Kamin nichts zu suchen hatten damals. – Nun ja, Plato, das war doch der mit dieser etwas absonderlichen Liebe. – Erst bei den späteren Griechen sollen die „Kaminoos“ hinzugekommen sein. Das waren die Kaminweiber, die geschwätzig. Nun ja, die Kaffeebohnen waren damals noch nicht entdeckt. . .

Doch auch solche Gedanken um die altgriechischen Kamine mögen nicht ganz die richtigen sein. Kamine waren auch die ältesten deutschen Feuerstätten. Sie fanden sich in Schlössern und Burgen ebenso wie in den ältesten Formen des Bauernhauses. Und in meinem alten hinterpommerschen Gutshaus. Nur ein paar Mauersteine und Fundamente sind heute übrig, und – so wird mir berichtet – zwei große Kaminplatten, zusammengemörtelt für die Ewigkeit aus Findlingssteinen, die es da so überreichlich gab, und einigen festen Mauersteinen. Die eine größere war in der Diele, die andere etwas kleinere in der Ecke des großen, gemütlichen Wohnzimmers.

Vor dieser habe ich so viele Stunden gesessen, auch nachts, und habe in meinem Schußbuch geschrieben. Das hatte ich geführt vom ersten Eichkater und der ersten grauen Krähe an. Geschrieben hatte ich darin, nicht nur registriert, dieses und jenes Stück Wild, wann und wo geschossen. Es waren oft seitenlange Schilderungen von Beobachtungen und endlichem Schuß, auch wenn er mal danebengegangen war. Von Urlaubskeilern und -böcken stand zuletzt darin, und als in den ersten Märztagen 1945 die Russen kamen, waren Frau und Kinder schon westwärts und der Schreiber an der Rückzugsfront fern in Ungarn. Als erstes mußten alle Gutsleute auf russischen Befehl eine Grube ausschachten. Dahinein kamen die Wirtschaftsbücher und auch meine Büchersammlung, und sie war nicht klein. Auch meine besonderen Lieblinge Tolstoj und Dostojewskij in kostbaren Gesamtausgaben – sie mußten mit in die Grube, denn alles war das Zeichen eines Kapitalisten und Industriellen. Und hinein kam auch mein Schußbuch. Aber manche Seite ist in der Erinnerung geblieben. Ich könnte sie heute fast wörtlich wiederholen. Das sind besonders die Winternächte bei Schnee und Mondschein, die ich draußen verbrachte, mit oder ohne Beute.

Es gibt gute, ganz waidgerechte Jäger, die jegliche Mondscheinjagd ablehnen, aber ich möchte annehmen, sie werden weniger. Schon deshalb, weil meilenweite, ungestörte Reviere, wo man gern auf nächtliche Jagd verzichten kann, so wie früher im deutschen Osten, für die meisten westdeutschen Jäger nur noch zum Träumen da sind. Man kann jede Jagdart mehr oder weniger waidgerecht be-

treiben, auch die bei Mondschein, und wenn mir ein Jägersmann sagt: „Dann gerade“, dann möchte ich ihm nur recht geben. Es geht so ein eigenartiger Zauber aus von einer Mondschein, wo die Natur und alles Menschenwerk wohl schweigen, nicht aber die Geschöpfe der Natur, die sich dann sicher fühlen, die im Rudel oder in der Rotte oder einzeln ihr eigenes Leben haben und ungestört auf Nahrungssuche gehen.

Und wieder sitze ich vor meinem jetzigen ganz kleinen Kamin, und lese in meinem Schußbuch, in der Erinnerung.

Schon Mitte November war der erste Schnee aus feucht-grauem Himmel ganz schnell heruntergekommen in dicken, nassen Flocken und kaum zwei Tage liegengelassen. Dann hatte es geregnet. In kalter, scheußlicher Nässe lag der Wald im Nebel, und der Acker war kaum zu betreten. Endlich, am ersten Advent, waren die Schneewolken wiedergekehrt, und

*Jetzt fallen die Stangen / Phot. Ernst Elfner*



diesmal hatten sie es langsam herunterwirbeln lassen, in kleinen Flocken und munterem Gestöber. Leichter Frost war dazugekommen und der Schnee liegengelassen zwischen Gebüsch und Heidekraut und dicht geschlossen auf dem Acker mit der ersten dünnen Frostkruste.

Schon am späten Nachmittag war der Mond hinter allerlei Gewölk hervorgekommen, nicht halb und nicht voll. Etwas zaghaft zuerst, aber dann stand er abends am Himmel. Ganz klar und unter ihm grellweiß und dunkel bis zum tiefsten Schwarz ein märchenhaftes Land.

Ich gehe den kurzen, schmalen Weg vom Pöppelkrug da unten an der Wipper hinauf mit Drilling, Glas, Rucksack und Zielstock. Der Weg schlängelt sich zwischen hohen, fast schwarzen Kiefernstämmen hindurch. Das Unterholz und die Wacholder sind verbrannt. Der Schnee möchte diese traurig-stummen Reste gern zudecken, aber es gelingt ihm nicht ganz. Dazu ist er noch zu wenig. Und ein wenig muß ich darüber nachdenken, was mir vor kurzem von diesem Waldbrand erzählt wurde. Ja, und das möchte ich zu Papier bringen, weil, nun weil heute doch so viel von dieser Pille geredet wird ...

Also, ich war Vorsteher dieser Gemeinde, die aus dem Gut Brotzen und den beiden winzigen Dörfern Brandheide und Pöppeln nach dem ersten Weltkrieg zusammengefügt worden war, und es ergab sich jedesmal am Jahresende, daß ich eine Liste zusammenstellen mußte für das Personenstandsregister des Amtsvorstehers, der hinter dem großen Wald im großen Dorf Treten residierte. Eine Liste derer, die in diesem Jahre, das nun in die Ewigkeit gegangen war, in meiner kleinen Gemeinde ebenfalls in die Ewigkeit gegangen waren und derer, die dazugekommen waren. Bei diesen letzteren gehörten ordnungsgemäß Vater und Mutter vermerkt. Nur bei einigen dieser Neuankömmlinge mußte ich dahinterschreiben „Vater unbekannt“ oder „verzogen“. Das waren immer so drei bis vier dieser Kleinen gewesen, die eben ihren Vater nicht kannten. Aber im vorigen Jahre nur eines, und es sah ganz so aus, als ob es in diesem Jahre auch nicht mehr würden sein.

Da konnte man nur fragen: Du lieber Gott im Himmel, was sagst denn du dazu? – Nun, die alte Katarina Olschewski, die jeden im Dorf von Kindesbeinen an kannte, die Karten legen und jede kranke Kuh wieder gesundbeten konnte, die hatte mich ob dieser Differenzen zwischen früher und heute aufgeklärt, als ich über der Buchführung saß. „Mit das Personenstandsregister“ – ach das war ein schweres Wort – „ich meine mit das uneheliche Kinderkriegen“ – das war viel einfacher – „war das doch allermeist so: Da unten ist doch der Pöppelkrug. Und am Sonntagabend tanzen sie da so ganz eng, und juchen sie und trinken tun sie auch nicht zu knapp. Und endlich gehen sie diesen kleinen Waldweg vom Krug unten an der Wipper hoch nach Hause und auch wohl ganz eng.“ – „Also fest umschlungen“, warf ich ein. – „Na, ich meine man bloß, daß eins das andere so richtig fühlt. Und da ist doch rechts und links das dichte Unterholz und all der Kaddik gewesen. Ich meine man, noch vor zwei Jahren. Und denn auf einmal – allens abgebrannt. Kann der liebe Gott auch nichts bei machen. Dauert wohl noch zehn Jahre, bis wieder was angewachsen ist.“

Also das war es, worüber ich nachdachte, auf meiner Mondscheinpürsch: Waldbrände haben eben nicht nur forstwirtschaftliche Folgen.

Wo der nachdenkliche Weg an der großen Landstraße endet, sehe ich zwei Männer. Sie rutschen hin und her auf dem glatten Schnee, fuchteln mit den Armen herum und reden. „Mensch, Emil!“ sagt der eine und zeigt geradeaus. Welch' guter Vorname, er schallt meilenweit durch die stille Nacht! Wie gut! Geradeaus verläuft die Landstraße. Sie führt weg vom guten Korn im Pöppelkrug in die Nüchternheit dieses Lebens, besser als der kringelige Feldweg dahinter, den ich nehmen will. – Und ich bin wieder allein. Mal hier, mal dort sucht sich der Weg einen Anhaltspunkt. Einmal an einer alten, knorrigen Birke, der die Misteln ein wenig Grün ins winterlich kahle Gezweig flechten, dann an einem Ackerstück, das begrenzt sein will, oder an einem Wäldchen, das rechts oder links dazwischen will.

Gleich vorn springt eine Ricke mit ihren beiden Kitzen ab. Nicht gerade eilig, aber dennoch: Ich bin ihnen nicht ganz geheuer. Oder sollte es wirklich so sein, daß auch eine alte

Ricke, der vielleicht schon so mancher Bock von der Seite weggeschossen wurde, dasselbe weiß wie wir Menschenkinder: Kinder und Betrunkene sind harmlos. Aber dieser einzelne da, der langsam vor sich hin geht, der manchmal stehenbleibt und in die Runde schaut, bei dem blitzt und knallt es manchmal.

Schweigend taucht der Weg ein in den Wald mit den dunklen Kiefernstämmen und dem Kronendach darüber. Da ist es etwas dunkler, aber es ist nur ein schmales Waldstück, und gleich dahinter ist sie wieder da, die große, weite Weiße. Das ist der Außenacker, den man genau in drei Schläge eingeteilt hat, jeder 60 Morgen groß.

Die Kiefern am Ackerrand sind doppelt so stark und knorrig wie die drinnen im Bestand, die oben nach Licht für die Nadeln und unten nach Platz für die Wurzeln suchen müssen. Unter den Randkiefern liegen große und kleine Findlinge, aus dem Acker hierhergeschleppt. Da liegen sie gut und ungestört und künden von einer fernen Eiszeit. Ganz geduckt pürsche ich mich hinter den dicksten dieser Findlinge. Das Klappstühlchen bohrt sich in den Schnee, der Drilling liegt auf dem kalten Stein, weit und totenstill der verschneite Acker davor. Man braucht eigentlich kein Fernglas, um zu überschauen, was sich da alles begibt, was letzte Nachlese hält, die so gern gegönnt ist. Der Mond steht jetzt ganz oben. Ab und zu kommt er zwischen den Wolken hervor, die von Nordwesten her über den Himmel wandern.

Ein leichtes Knurpsen ist auf einmal zu hören. Sollte da jemand kommen? Aber wie sollte denn? Das Dorf ist weit. Der Acker rechts trug Kartoffeln. Da steht ja eine Ricke, vielleicht die von vorhin, und zerkaut mit Behagen eine alte Kartoffelknolle, derweil ihre beiden Kitze auch noch diese und jene Äsung finden. Die Witterung von Westen trägt jedes Geräusch herüber, wer weiß wie weit.

Vor mir ist es weniger belebt. Dieser Acker trug Roggen, die eingesäte Serradella ist längst abgefroren, und jetzt ist da nicht mehr viel zu holen.

Als der Roggen mit dem Getreideableger gemäht war und die einzelnen kleinen Haufen wochenlang unter einem grauen, regnerischen Himmel lagen, war das ganz anders. Derweil diese Haufen darauf warteten, mit der Hand zu Garben zusammengebunden zu werden, hatte sich alles mögliche Getier und Ungeziefer unter ihnen eingefunden, insonderheit die Feldmäuse. Hier am Waldrand hatte jener Roggenhaufen gelegen, den die Lene Küther, dieses frische Tagelöhnermädchen, mit ihren kräftigen, braungebrannten Armen angehoben hatte, um ihn einzubinden. Ja, und da auf einmal hing doch aus diesen Roggenhalmen eine kräftige Kreuzotter heraus, züngelnd und um sich schwankend, ohne daß sie in dieser plötzlichen Hängelage zubeißen konnte.

Dieser Entsetzensschrei! Armes Mädchen! Bleich und zitternd stand es da und stammelte nur: „Muß ich nun sterben?“ – Gegen Schlangengift wäre ein kräftiger Schnaps das einzige Mittel. Darin waren sich alle einig, die zur „Unfallstelle“ angerannt kamen und wie die Wilden auf die flüchtende Kreuzotter einschlugen, die unter den Roggenhalmen nach ihrer Lieblingsnahrung, den Mäusen, gesucht hatte. – Aber gegen Schlangengift muß man vorbeugen, auf alle Fälle. Und da es schon auf Abend ging, stiftete ich zwei Flaschen „Stranddistel“ im Pöppelkrug. Später waren wohl noch etliche Flaschen für die Lebensrettung dazugekommen, und es soll ein sehr fröhliches „Schlangenfest“ geworden sein. Nun, wenn schon: Man muß die Feste feiern wie sie fallen – und das Unterholz am Wege zum Pöppelkrug war abgebrannt.

Aber was soll diese Acker-Träumerei! Ganz hinten, wo der Hochwald angrenzt, ziehen drei dunkle Wildkörper nach rechts hinüber zum alten Kartoffelacker. Alttier, Kalb, Schmaltier hintereinander, ganz in der richtigen Reihenfolge. Wie ich ihnen mit dem Glase folge, gibt's mir auf einmal einen Ruck: Da hinten wimmeln ja auf einmal lauter schwarze Klumpen herum. Wohl ein Dutzend, wenn nicht mehr. Ist ja auch kein Wunder, daß die Sauen da Kartoffelnachlese halten wollen. Das Glas zeigt deutlich jedes einzelne Stück. Eine Zeitlang schaue ich mir das muntere Treiben an und stelle dann fest, daß die Sauen gar nicht daran denken, zu mir herüberzukommen. Also, denn muß ich wohl zu ihnen! Man braucht nur gut hinter den Randkiefern und Wachol-

dem zu bleiben, und nach einer Viertelstunde bin ich den Sauen gegenüber, so auf 80 bis 100 Schritt. Welch' ein Gewimmel muß ich sehen! Wohl zwei Bachen mit ihrer gesamten Nachkommenschaft aus den letzten zwei Jahren. Wer aber sind hier die führenden Bachen? Einen Überläufer möchte ich. Dafür stellt sich ein guter Frischling wunderschön breit und schmatzt auf einer dicken, sicher halbverfaulten Kartoffel. Wie das schmeckt! Der Zielstachel steht ihm mauerfest auf dem Blatt. Sollte diese dicke Kartoffel seine letzte Lebensfreude gewesen sein?

Noch ein Blick über den fraßspendenden Acker ... Zieht da links doch wie ein scharfumrissener schwarzer Schatten eine einzelne Sau aus den Kiefernstangen heraus! Klar – die Rauschzeit beginnt – ein Keiler! Kaum 40 Gänge mögen es sein, vorsichtig schwenkt der Drilling herum, und ich zirkle den Zielstachel direkt unter den rechten Teller. Der Schnee verschluckt den dumpfen Knall aus dem schweren Drilling, aber die alten Bachen wissen Bescheid: In eiliger Flucht strebt alles nach drüben in den schützenden Wald. Nur, wo eben noch dieses starke Stück gestanden hatte, voller Kraft und Leben und Begierde, dieses Leben fortzupflanzen, liegt jetzt ein dunkler, regloser Klumpen im Schnee.

Langsam gehe ich hin über den jetzt so stillen Acker. Ein guter Keiler in seiner dicken, zottigen Winterdecke und stark im Wildpret. Von einem Ein- oder Ausschuß ist nichts zu sehen, aber das 9,3-mm-Flachkopfgeschoß wird unter dem Teller sitzen, wie es sollte, denn wie vom Blitz getroffen ist der Keiler in seiner Fährte zusammengesackt, gerade als er hinüberwindete zu den Bachen, so dicht vor ihm, und dem Gewimmel der Frischlinge, von denen viele vielleicht seine Nachkommen waren.

Ich breche den Keiler auf von der Drossel bis zum Weidloch und lege alles Gescheide und Geräusch daneben. Gerade beim Schwarzwild ist schnelles, vollständiges Aufbrechen notwendig, will man gutes Wildpret haben.

Dann hänge ich den Drilling über die linke Schulter und nehme den Zielstock wie einen Bergstock in die Rechte. Eigentlich ist es nicht einer; es sind nämlich zwei derbe, gerade Haselstöcke, etwa 1,75 m lang und oben zusammengebunden, so daß sie eine kleine Gabel bilden, wenn man sie auseinanderspreizt, und zwar nur wenig, schießt man im Stehen, um so mehr, wenn im Knien, und immer liegt das Gewehr mauerfest in der Gabel. Man hat mich manchmal etwas bespöttelt ob dieses „Bergstöckels im flachen Lande“, dieses „Zielapparates“, und dann habe ich wohl gesagt: Wie man's macht, ist egal. Hauptsache, man kommt nicht beim Jagdherrn angeschlichen und stottert: „Ich – ich denke die Kugel hat er – denken ist oft Fehlanzeige –, aber ich glaube etwas weit hinten.“

Weiter geht's. Ich will die drei Kilometer am Ackerrand zwischen den hohen Kiefern und den dunklen Wachholdern darunter entlangpürschen. Wenn der Mond einmal etwas hervorkommt, dann erscheinen oben deutlich die dunklen Kiefernkronen, nur manchmal unterbrochen vom Filigran der Birken. Langsam und manchmal stehenbleiben! Nur so kann man sich der großen Stille anvertrauen. Und diese Stille sagt so viel und reicht so weit. Im Kirchdorf hinter dem großen Wald kläfft ein Hund. Bis hierher zu dem einsamen Acker mitten im Wald dringt sein Ärger.

Blubb, sagt es plötzlich neben mir. Ein paar Handvoll Schnee kamen da herunter, und mir scheint, als ob da zwischen den dunklen Kronen ein leichter Schatten verschwindet. Sollte ich da eine der vielen Waldohreulen, die in diesem Wald zu Hause sind und die es vorgezogen hat, erst einmal hier zu bleiben, gestört haben?

Gleich grenzt der letzte der drei Äcker, die hier in guter, gerader Reihe nebeneinander liegen, an den Wald. Dieser Acker trug Hafer. So manche gute milchreife Rispe hatten hier die Hirsche nachts abgestreift, um im ersten Morgendämmern in der Dickung nebenan zu verschwinden. Da konnte man schon Feist ansetzen. Auf den Hafer folgte die Winterroggengensaat und damit dem Hochwild das Niederwild. Rehe und Hasen äßen und mümmeln die karge, halberfrorene und doch so gehaltreiche Roggengensaat. Vier Hasen sind gleich da vorn am Waldrand. Sollte man es nicht versuchen, sich den ersten als guten Braten heimzuholen? – Den Drilling in der Hand, leicht gebückt von einem Wacholderbusch zum andern, dorthin zu

dem letzten, dicken Birkenstamm. Von dort müßte es gehen. Endlich! Ich schiele den Hasen an, hebe ganz vorsichtig den Drilling und – sehe gerade noch, wie Meister Lampe eilig waldwärts verschwindet.

Etwa 50 Schritt weiter mümmelt noch einer. Wie wär's mit dem? Ein breiter Wacholder gibt beste Deckung. Hinter dem baue ich meine Zielgabel auf. 50 Schritt sind es sicher. Da muß der Schrotschuß schon gut sitzen, und der 12er Schrotlauf des schweren Thieme & Schlegelmich-Drillings ist lang und haut gehörig hin. Im Zielsechse erscheint der Hase, aber ganz klar und deutlich zeigt er mir seine Keulen. Die kann man doch nicht mit 3 1/2-mm-Schrot bespicken! Also warten. Endlich zeigt er sich in voller Breite, und der Zielstachel läßt ihn vorn aufsitzen. Bamm ... Noch ein paar mal schlagen die Hinterläufe in der Luft herum. – Hinaus auf den hellen, leeren Acker. Donnerja, das ist so ein echter Waldrammler, dessen verglasende Seher in den nächtlichen Himmel gerichtet sind. Der hat gut und gern seine elf Pfunde.

Heimwärts geht's. Aber jetzt auf viel begangenen Wegen und Pfaden, die auch das Wild kennt und auf ihnen keine Menschenspur übernimmt. Nur so kann Mondscheinpürsch betrieben werden. Nicht weit von dort, wo der Keiler liegt, kann ich einige Stücke Rotwild auf dem alten Kartoffelacker ausmachen und freue mich, wie gut hier verwertet wird, was in eiliger Erntezeit zurückgeblieben war. Mag jegliches Getier für den Rest dieser Nacht seine Ruhe haben!

Das Kaminfeuer flammt und prasselt und spiegelt sich im Glase mit dem guten Rheinpfälzer. Und was man dabei ins Schußbuch schreibt, das besitzt man nicht nur schwarz auf weiß – und auch das ist vergänglich –, davon kann man immer erzählen.

*Idyll am Wegkreuz / Phot. Josef Gehrler*

